

Julia Wedding (6d)

Eine neue Hoffnung

Ich sah aus dem Fenster. Es war ein bunter Frühlingsmorgen und ein Rotkehlchen blickte mich mit seinen Knopfaugen an, während es mit dem Schnabel klackerte und versuchte, einen Wurm von der Astspitze zu klauben, auf der es saß. Der Wurm kringelte sich und machte alle möglichen Verrenkungen, um dem messerscharfen Schnabel zu entrinnen, doch der Vogel war schneller. Mit einem Happs war er im Rachen verschwunden. Meine Gesichtsmuskeln zuckten und ich brachte ein kleines Lächeln zustande. Wie von selbst wanderten meine roten, verweinten Augen zu einem rosa- bis pinkfarbenen Baum, dessen Krone im Takt des Windes mitwippte. Ich seufzte. Es war kein gewöhnliches Seufzen, sondern ein tiefes und trauriges, das direkt aus meiner zerborstenen Seele zu kommen schien. Der Baum raschelte, als wollte er mir ein paar tröstende Worte zuraunen. Mein Herz war seltsam leer und ich fühlte mich so unglaublich allein, wie ich es noch nie empfunden hatte. Leider musste ich meinem Gewissen eingestehen, dass ich mir meine Einsamkeit selbst zuzuschreiben hatte, da ich keinen Besuch meiner Freunde oder Verwandten wünschte. Denn eine Tatsache bohrte sich seit Tagen in meinen Kopf wie ein lähmender Pfeil und zog und zerrte an mir: Ich hatte eine Glatze und schämte mich dafür, da ich doch eigentlich ein hübsches Mädchen war. Gestern wollte mich Nicole besuchen, doch ich habe sie direkt an der Tür achtkantig rausgeschmissen, da ich mein Kopftuch nicht getragen hatte und sie mich bei diesem Anblick sicherlich schamlos ausgelacht hätte. Nur meine Mutter durfte mich besuchen, aber auch sie durfte meine nackte Kopfhaut nicht sehen. Die schneeweiße Tür schräg gegenüber von meinem Bett knarzte, öffnete sich einen Spalt breit und ein dickes, rundes und vom Wetter gegerbtes Gesicht lugte herein, das aufgrund des schmalen Türspaltes sehr gequetscht aussah. „Kann ich reinkommen oder passt es gerade nicht?“ presste das Gesicht hervor. Wie vom Blitz getroffen schnellte meine Hand zu meinem Kahlkopf und vergewisserte sich, dass Schwester Rose nur das zu Gesicht bekam, was ihr zustand. „Ja natürlich. Kommen Sie herein, Schwester Rose“, antwortete ich tonlos. Erleichtert öffnete sie die schwere Tür, so dass ihr rundlicher Körper auch hindurchpasste. „Sehr gut. Wir müssen leider mal wieder Blut abnehmen, damit der Arzt schauen kann, ob die Chemotherapie angeschlagen hat.“ Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, spazierte sie summend zu einer grauen Kommode, während sie sich umständlich Gummihandschuhe über ihre dicken Wurstfinger stülpte. Schwester Rose zog eine große Kanüle aus der unteren

Schublade, auf der in schwarzen Lettern BLUTABNAHME geschrieben stand. Mein Herz zog sich zusammen und ein dicker Kloß, den ich auch mit kräftigem Schlucken nicht loswurde, bildete sich wie ein vergrößertes Virus in meinem Hals. Immer noch vor sich her trällernd hob die Schwester meinen blutunterlaufenen Arm, aus dem alle möglichen Schläuche hervorquollen und keinen Platz für eine weitere Kanüle entbehren wollten. Kurz entschlossen rupfte sie grob eine heraus und steckte eine andere, wie einen Pömpel in ein Abflussrohr, in meinen Arm. Ein unbeschreiblicher Schmerz jagte durch meine Adern und ich jaulte auf, wie eine Katze, der man auf den Schwanz tritt. Ich spürte, wie einzelne Tropfen Blut herausgesaugt wurden. Mir wurde leicht schwindlig und ich fasste mir mit der anderen Hand an die Schläfe. Meine Arme wurden schwer und obwohl ich saß, merkte ich, wie meine Beine den Dienst versagten; in meinem Körper breiteten sich Kälte und Schmerz aus, so, als ob ich gerade in meiner Angst ertrinken würde. Ich sah Schwester Rose nur noch durch einen Nebelschleier, der vor meinen Augen waberte wie ein Geist, und hörte ihre Worte wie durch ein Rohr widerhallen.

Vor meinen Augen wurde es schwarz und die Schwärze schien sich wie ein dünner Film über meine Augen zu legen, sie ließ sich nicht abschütteln. Die Hand der Schwester wurde schwer auf meinem Arm, wie ein Sack Zement. Schließlich knickte ich unter dem Gewicht zusammen und fiel auf das weiche Kissen meines Krankenbettes.

„Sie muss doch wieder aufwachen. Tun Sie was, Herr Doktor Strehler! Sorgen Sie dafür, dass meine Tochter wieder aufwacht! Ich war doch nur eben kurz in der Cafeteria...“ „Beruhigen Sie sich doch, Frau Meyer! Sie kommt schon wieder zu sich...“ Lautes Stimmengewirr drang an meine Ohren und diese nahmen nur Wortfetzen auf, während ich langsam und unter Schmerzen meine Augen aufschlug und in drei besorgte Gesichter blickte. Ich fasste mir an den Kopf und meine, von einem tauben Gefühl geprägten, Hände ertasteten nicht wie sonst das bunte Tuch mit dem Papageienmuster, sondern stießen auf eine warme, glatte Oberfläche. Blitzschnell griff ich nach einem Halstuch, dessen Besitzerin ich als Schwester Rose identifizierte, wickelte es um meinen kahlen Kopf und band eine Schleife am Ende. Zitternd fingerte ich die letzten Falten aus dem Tuch und ließ dann von ihm ab. Doktor Strehler erhob die Stimme: „Ich hatte Schwester Rose gebeten, dir noch einmal Blut abzunehmen. Ich kann dir nicht versprechen, dass der Krebs durch die Chemotherapie ganz besiegt ist, aber das werden wir frühestens morgen Abend wissen. Wenn wir sicher sein können, dass du ganz gesund bist, darfst du wieder nach Hause. Ach ja. Und das vorhin, war nur ein kleiner

Schwächeanfall, aufgrund des Stresses der letzten Monate.“ Mein Herz machte einen Hüpfen. Ich würde nach vielen Monaten des Leidens meine Freunde endlich wiedersehen. „Und“, fragte ich zögernd, „was ist mit meinen Haaren? Sie werden mich alle verspotten wegen meiner Glatze.“ Ich spürte wie meine Tränendrüsen zu arbeiten begannen und meine Augen sich wie ein Speichersee füllten. Ärgerlich drehte ich den Kopf beiseite und sah wieder das Rotkehlchen, das mich freundlich und verständnisvoll, so schien es mir, anblickte. „Du musst versuchen, mit dieser Verwandlung vorerst klarzukommen. Morgen werden wir wissen, ob sich deine Geduld gelohnt hat“, antwortete der Arzt sanft. „Ich möchte jetzt lieber allein sein. Danke schön.“ In meiner Stimme schwang eine Spur Gereiztheit mit, ohne dass ich darüber Kontrolle hatte. Der Arzt gab der Schwester einen Wink und sie schlich sich mucksmäuschenstill aus dem Zimmer, da sie meine Wutanfälle bereits lange kannte und es nicht darauf ankommen lassen wollte. Meine Mutter fummelte zerstreut an ihrer Lederhandtasche herum und brachte ein Feuerzeug und Zigaretten zum Vorschein, was Doktor Strehler mit einem strengen Blick quittierte, bevor auch er aus dem Zimmer entschwand. Wortlos betrat Mama die Terrasse, um der Stille zwischen uns zu entgehen, und ließ ab und zu ein kleines Rauchwölkchen in den blauen Himmel mit den Schäfchenwolken steigen. Ich ließ mich in meine Kissen zurückfallen und genoss das Gefühl, wie die Sonnenstrahlen auf meine blassen Arme fielen und mich kitzelten. Ich hörte, wie die Terrassentür aufgeschoben wurde und meine Mutter bei jedem Schritt mit ihren Absätzen Löcher in den Gummiboden schlug und es nicht einmal zu bemerken schien. Bevor sie die Tür wieder zuschieben konnte, zwang sich ein Schmetterling hindurch und ich konnte die winzigen Flügel flattern sehen. Sachte, wie eine Ballerina in Schwanensee, landete er auf meiner Nasenspitze und tastete mit seinem Saugrüssel meine Sommersprossen ab, auf der Suche nach Nahrung. Ich bemühte mich, nicht zu niesen, um ihn nicht zu verscheuchen, doch auch als ich es nicht mehr aushielt und Schleim auf meine Bettwäsche spuckte, flog er nicht etwa weg, sondern hielt sich, so gut es ging, fest. Dann bewegte er noch einmal seine Flügel und verschwand lautlos, so wie er gekommen war. Meine Mutter setzte sich an mein Bett und nahm meine kalte, blutleere Hand in die ihre und drückte sie ganz fest. „Alles wird gut, mein Schatz. Du wirst dein vorheriges Leben zurückerhalten, auch wenn du einen hohen Preis und deine wunderschönen langen, braunen Haare dafür eingebüßt hast. Sei nicht so streng mit dir und stehe zu dem, was du geschafft hast.“ Zärtlich drückte sie ihre Lippen auf meine Hand und verließ leise den trostlosen Raum. Meine Augen starrten ins Leere. Stimmt es? War ich zu

streng mit mir? Hätte ich mehr zu meinem Schicksal stehen sollen? Wilde Fragen und Vorwürfe rasten in meinem Kopf umher und schienen das Licht am Ende des Tunnels nicht entdecken zu vermögen. Verwirrt griff ich nach dem Toast, der mein übliches Frühstück bildete und nahm meinen Krimi *Mitternachtsverschwörung* vom Nachtkästchen.

Der nächste Tag verlief ohne weitere Besonderheiten und ich brachte so gut wie nichts von dem herunter, was mir Schwester Rose zum Frühstück und Mittagessen brachte. Den ganzen Tag wartete ich nur gespannt auf Herrn Doktor Strehler. Als es endlich dämmerte und die schwere Tür zu knarzen begann, übertraf die Neugier meine Angst vor der bevorstehenden guten oder schlechten Nachricht. Mein Herz schien die Brust verlassen zu haben und pochte in meiner Kehle weiter. Ich konnte den Puls in meinen Ohren hämmern hören und wie mein Blut mit unglaublicher Geschwindigkeit durch meine Adern schoss, dass mir ganz schummrig wurde. Der Arzt und seine Kollegen versammelten sich vor meinem Krankenbett und ich versuchte, von ihren Gesichtern die Nachrichten abzulesen, doch sie setzten eine unergründliche Miene auf. „Also, meine liebe Emily. Wir haben dir gute Nachrichten mitzuteilen. Der Krebs ist vorerst besiegt, aber eine Gewissheit über deine vollständige Genesung und Sicherheit, dass er nicht zurückkommt, können wir erst in fünf Jahren haben“, erklärte Herr Doktor Strehler sachlich, doch ich konnte sehen, wie ein kleines Lächeln um seine Lippen spielte. Von meinem Herzen kullerte ein großer Felsblock und meine gebrochene Seele schien langsam zu verheilen. Ich spürte, wie in meine Wangen wieder Blut schoss und wie meine Freude die Traurigkeit niederschlug und sich in meinem Körper aufrichtete. Bis in den kleinen Zeh kroch die wohlige Wärme und umschloss mich wie ein Schutzschild. Mein Magen, der sich in den letzten Tagen vor Angst zusammengekrampft hatte, entspannte sich wieder. Diesmal rollten Freudentränen über meine sommersprossigen Wangen und rannen bis zum Kinn, von wo sie auf die Bettdecke tropften und einen nassen Fleck hinterließen. Ich wusste jetzt, wenn ich nie die Hoffnung verliere, kann ich alles besiegen, auch meine Trauer über meine langen Haare. Aber ich hatte gelernt, dass die Gesundheit über allem steht. Einen hohen Preis hatte ich gezahlt, doch es war nicht umsonst und neue Haare würden wieder auf meinem noch kahlen Kopf sprießen. Ich musste nur Mut zu Verwandlungen haben.